



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lungke, August: Eine Sommerfahrt in das Erzgebirge. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Sommerfahrt in das Erzgebirge

Von August Klingke in Dresden

1



ausende von Reisenden aus den nördlichen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes strömen alljährlich nach den mitteldeutschen Gebirgen; der Harz, der Thüringer Wald, das Fichtelgebirge und die Sächsische Schweiz wimmeln zur schönen Jahreszeit von Fremden; nur das Erzgebirge liegt da, von der Mehrheit der Touristen noch wenig beachtet und wenig besucht, als wäre jeder Zugang zu ihm versperrt, oder als wäre es eine traurige, reizlose Einöde. Und doch bietet es des Schönen und Merkwürdigen so viel, doch verdient es die Betrachtung des Natur- und Menschenfreundes in so hohem Grade. Man braucht nur den zahlreichen Flüssen und Bächen nachzugehen bis zu ihren Quellen und sich an dem saftigen Wiesengrün ihrer Ufer, an den von Wald und Felsen malerisch bekleideten Talseiten zu erquicken, man braucht nur die halb wilde, bald idyllische Romantik der Weißeritztäler, die schauerliche Schönheit des schwarzen Bockautales mit dem Katzenstein, das anmutige Flöhatal und die mit den mannigfaltigsten Uferlandschaften, stattlichen Felsenschlössern und gewerbreichen, freundlichen Städten gesegneten Täler der Bschopau, der westlichen Mulde und des Schwarzwassers mit ihren Nebenflüssen zu durchwandern, braucht nur von den Gipfeln des Keil- und Fichtelberges sowie des Auersberges eine Rundschau zu halten oder von einem Hochpunkte am Rame des Gebirges einen Blick in das böhmische Wunderland hineinzutun, und man wird zu der Überzeugung kommen, daß das Erzgebirge einen viel mannigfaltigern Charakter hat als der Thüringer Wald und der Harz, daß aber diese Mannigfaltigkeit dem Wanderer nicht auf den ersten Blick oder innerhalb einer kleinen Tagereise entgegentritt, sondern daß man oft viele Stunden weit gehen muß, ehe sich der Charakter des Gebirges wesentlich verändert.

Wenn man freilich von Norden, also von Sachsen herkommend, immer nur die nächste Wellenkette dieser gewaltigen schiefen Ebene, die vom Fuße weg sechs bis acht Meilen braucht, um bis zu einem Rame von mehr als 1200 Metern Höhe anzusteigen, vor sich hat und so auf der Landstraße fort bis zum Rame hinaufwandert, so wird man freilich dem Eindruck der Einförmigkeit nicht entgehen. Anders ist es nach Süden, etwa von Johanngeorgenstadt oder Oberwiesenthal nach dem Egertale oder von Altenberg oder Sayda

aus hinab in das Tal der Viela. Schon nach einem Marsche von drei bis vier Stunden welcher Kontrast in der Szenerie! Wie schnell der Übergang vom Wilden zum Milden! Geht es doch von dem Scheitel des Keilberges bis zum Egerspiegel bei Damitz in zwei und einer halben Stunde fast 950 Meter abwärts. Es soll damit aber durchaus nicht gesagt sein, daß die sächsische Seite des Gebirges von der Natur stiefmütterlicher behandelt sei als die böhmische. Im Gegenteil; denn wenn man die rechten Punkte kennt und aufsucht, die in der Nähe der zahlreichen und meist vorzüglichen Straßen, die das Erzgebirge durchziehen, einen weitem Ausblick gewähren, so hat man Mühe, alle die verschiedenen großartigen Landschaftsbilder in sich aufzunehmen und festzuhalten, die sich da im Laufe eines Tages dem Wanderer in Auge und Seele drängen.

Mit dem vortrefflichen Berleschen Wegweiser durch das sächsisch-böhmische Erzgebirge und nach eifrigem Vorstudium des kompendiösern Werkes von Süßmilch-Hörnig über das Erzgebirge beginnen wir in Freiberg unsre Wanderung. Ob schon es uns für diesmal weniger darum zu tun ist, größere Städte aufzusuchen, als vielmehr unsre Wanderlust zu befriedigen und Land und Leute kennen zu lernen, halten wir uns doch hier in dem alten Briberc, der ehemals von den Landesfürsten mit Freiheiten und Rechten reich begnadeten Bergstadt, die schon von jeher als die Haupteingangspforte zum Erzgebirge bezeichnet wird, einen halben Tag auf und statten den vielerlei Altertümlichkeiten, die sich die Stadt bewahrt hat, dem Schloß, dem Rathaus, dem Dom mit der berühmten Goldnen Pforte, dem herrlichsten Werke der gesamten romanischen Bildnerkunst des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts, wie weder in Deutschland noch in Italien ein zweites dieses Zeitalters zu finden ist, sowie dem noch stehenden Teile der alten Ringmauern mit ihren Türmen und dem Altertumsmuseum einen Besuch ab, fahren wohl auch auf einem der vielen um die Stadt herumliegenden Schächte in das Silberbergwerk ein. Ist doch seit seinem Ursprung der Bergbau für Freiberg ein Hauptnahrungszweig gewesen, gaben doch die reichen Silbergruben bis zum Jahre 1883 dem Lande über 9 587 000 Pfund Silber, ungerechnet andrer Metalle. Leider sind die Tage des Bergbaues für Freiberg gezählt. Die fiskalischen Gruben sind schon seit Jahren in der Abrüstung begriffen, da ihre Ausbeute die Kosten des Ausbringens nicht mehr lohnt. Im Jahre 1913 wird die Abrüstung beendet sein, wird der letzte Bergknappe seine letzte Schicht verfahren, und der Freiburger Erzbergbau, der einst Stadt, Land und Fürsten reich und mächtig machte, nur noch der Geschichte angehören. Trotzdem aber treten uns auch heute noch in Freiberg fast auf Schritt und Tritt Anzeichen des Bergbaues entgegen, sei es nun in Figuren oder schönen altgotischen Portalen an alten Bürgerhäusern, die sich darauf beziehen, sei es in den Schaufenstern, wo bergmännische Gebrauchsgegenstände, Kittel und Paradeuniformen ausgelegt sind, oder in dem Läuten des Häuer- oder Bergglöckchens, das in den Morgen-, Mittags- und Abendstunden die Bergleute von und zur Schicht ruft.

Doch wir müssen weiter und verfügen uns deshalb wieder nach dem Bahnhof, um hier zur Fortsetzung unsrer Tour Sachsens schönste Gebirgsbahn, die Linie Freiberg—Klostergrab zu benutzen, die von Freiberg aus über Rossen und Döbeln Anschluß an Leipzig hat, während Klostergrab die Verbindung mit dem dichten Schienenweg der nordböhmischen Bahnen herstellt. Zwischen Berthelsdorf und Lichtenberg betritt die Bahn das Muldental. Von hier aus begleitet sie den Fluß bald auf der rechten, bald auf der linken Seite bis fast an seinen Ursprung und erklimmt dann von Moldau an, dem Hirschbach und zugleich der Landesgrenze folgend, den Kamm des Gebirges. Auf der Haltestelle Bienenmühle, die schon 544 Meter hoch gelegen ist, verlassen wir den Zug und wandern, um den großen Bogen der Poststraße abzuschneiden, über den sogenannten „Butterweg“ nach Kämmerzwalde, einem langgestreckten Dorfe, das bereits in der 700 Meter hohen Erhebung des Erzgebirges liegt. Von hier geht es weiter nach Neuhausen, einem freundlichen Ort mit einer schönen, neuerbauten gotischen Kirche, der zu den sieben Spielwarendörfern des Seiffener Kreises gehört und hart am Fuße des 787 Meter hohen Schwartenberges liegt. In Neuhausen steht das alte Schloß Pürschenstein, schon zu Beginn des zwölften Jahrhunderts angeblich von Borffe von Rysinborg erbaut, wahrscheinlich ursprünglich Pürschenstein (Pürschenstein = Jagdschloß) genannt, jedenfalls aber ein Zeuge dafür, wie weit man schon in damaliger Zeit in dieses Waldgebiet vorgeedrungen war. Malerisch erheben sich die runden Türme des Schlosses aus dem dichten Grün der Bergänge; in seinem Innern ist es geschmackvoll eingerichtet und in seinem Außern wohl erhalten. Pürschenstein mit seinen immerhin nicht ganz unbedeutenden Spuren alter Befestigungen ist eins der imposantesten Schlösser des Erzgebirges und Sitz eines der reichsten Zweige des in Sachsen sehr ausgebreiteten Adelsgeschlechts derer von Schönberg, das schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1336, in den Besitz dieser Herrschaft kam.

Wir sind nun in dem Tale der Flöha, des östlichen Hauptzuflusses der Zschopau, die weit ab von dem Zentralstock des Gebirges entspringt und bis zu ihrer Mündung in die Zschopau 121 Quellenbäche aufnimmt. Hier bei Neuhausen-Pürschenstein hat sie 10 Meter Fall, am Einfluß in die Zschopau nur 2,5 Meter. Die dicht bewaldeten Hänge bieten ein reizvolles Bild. Im Tale entlang wandernd kommen wir bald nach Nieder-Seiffenbach, dann nach dem Bergflecken Seiffen, einem Hauptort der Spielwarenfabrikation. Wäre nicht gerade ein Sonntag gewesen, so würden wir hier Gelegenheit gehabt haben, die Spielwarenerfertiger bei ihrer interessanten Arbeit zu beobachten. Denn fast in jedem Hause dieser Ortschaft wird gedrechselt, geschnitzt, geleimt und gemalt. Männer, Frauen, Greise und Kinder sind dabei beschäftigt. Jedes hat seine besondre Arbeit, und eins fertigt tagaus tagein nur ein und dieselbe Teilarbeit. Nur die äußerste Teilung der Arbeit macht die erstaunliche Wohlfeilheit der hiesigen Fabrikate möglich. Die Hauptarbeit hat der Dreher. Er dreht aus einem größern Stück Holz die Grundformen der verschiedenen Spielsachenteile im ganzen, als

„Reifen“ auf der Drehlade, die durch Wasserkraft getrieben wird. Diese Reifen werden dann radial in eine Anzahl Teile zerpalten, von denen nun ein jeder, wenn auch nur in Umrissen, eine bestimmte Tiergestalt hat, so daß im Handumdrehen ein Schock Pferde, Kühe, Schafe, Esel usw. im Rohzustande fertig sind. Der Schnitzer und der Maler machen dann das Tier vollends fertig, indem sie die Beine ausschneiden, Ohren, Hörner, Schwänze ansetzen und ihm Farbe geben. Häufig besteht das Malen nur darin, daß man das Tier in flüssige Farbe taucht, trocknen läßt und nachher ein paar schwarze Punkte als Augen aufsetzt. Wöchentlich ein- oder zweimal werden die fertigen Stücke an den Unterhändler oder direkt nach Seiffen an die Grossisten abgeliefert. Diese besorgen das Sortieren in die Schachteln, das Verpacken und den Versand. So entstehen Schäfereien, Tierweiden, Geflügel- und Bauernhöfe, Dörfer, Städte, Bergwerke, Eisenbahnen, Jagden, Menagerien, Militär, Infanterie und Kavallerie auf Scheren, Wachtparaden, Lager uff. In den Handlungsbüchern gibt es zweitausend Nummern Spielzeuge. Man kann annehmen, daß fünf Sechstel der dortigen Bevölkerung von diesem Industriezweige leben. Wer hätte es sich wohl träumen lassen, daß sich aus den schlichten gedrechselten Nadelbüchschchen, die ein Seiffener Leinwandhändler um das Jahr 1760 mit auf die Leipziger Messe nahm, eine großartige Industrie entwickeln würde, die 1878 gegen zehntausend Personen beschäftigte und im Jahre 1870 schon allein im Gerichtsamtsbezirke Sayda für ungefähr 740000 Taler, im Jahre 1876 aber im Olbernhauer Bezirk bei einem Versand von jährlich 45000 Zentnern Waren für 466500 Taler = 1400000 Mark Spielwaren erzeugte. In dem Hauptorte Seiffen selbst sowie in Grünhainichen und Olbernhau gibt es auch eine Fachschule und eine permanente Ausstellung von Spielwaren, wo man über diesen Zweig der Industrie den richtigen Überblick gewinnt. Von Nieder-Seiffenbach an führt die Straße fortwährend am linken Ufer der forellenreichen Flöha durch ein anmutiges Wald- und Wiesental bis zur Vereinigung der Flöha mit der Schweinitz, die vom Katharinenberg in Böhmen herabkommt. Hier öffnet sich das Tal in ein weites Becken, das an seiner Nordgrenze das Tal der Natschung aufnimmt. Talabwärts von stattlichen Wäldern umgeben, bildet zur rechten Seite des Flusses die am Talrande hochliegende Kirche von Ober-Neuschönberg eine prächtige Staffage, und vor uns in der Ebene, im Mittelpunkt einer der reizendsten Gegenden Sachsens, liegt das Bad Grünthal, eine schwefel- und eine eisenhaltige Quelle. Das Bad ist zugleich Gasthof.

Nach einstündiger Mittagspause bei gutem Tisch und vortrefflichem böhmischem Bier brechen wir von hier wieder auf, um durch den Kupferhammer Grünthal hindurchgehend zunächst den Bruchberg zu besteigen. Der Kupferhammer, ein ehemals fiskalisches Hüttenwerk, wurde im Jahre 1491 von den aus Ungarn nach Sachsen eingewanderten, später in Freiberg reich begüterten Gebrüdern Anspeck angelegt und ging im Jahre 1567 in den Besitz des Kurfürsten August über, der es verbesserte und erweiterte. Das Werk war vornehmlich „Saiger-

hütte“, das heißt, es wurde hier das silberhaltige Schwarzkupfer gefaigert, oder mit andern Worten, vermitteltst eines Schmelzprozesses durch zugelegtes Blei, das mit dem Silber verwandter ist als das Kupfer, vom Silber befreit und sowohl das Kupfer wie das Silber von allen sonstigen Beimengungen gereinigt. Jetzt geschieht dies mit weit mehr Vorteil auf anderm Wege in den Freiburger Hütten, und so sehen wir die riesigen Saigeröfen, die über dritthalbhundert Jahre Dienst getan, dieser Tätigkeit entzogen. Im Jahre 1710 besuchte Peter der Große, von Karlsbad kommend, mit großem Gefolge das Gebirge. „In der Saigerhütte Grünthal — schreibt Hering in seiner Geschichte des sächsischen Hochlandes — setzte sich der Kaiser auf einen der größten auf und nieder gehenden Hammer und hielt die Erschütterung wirklich einige Minuten aus.“ Während des Siebenjährigen Krieges besetzten preussische Truppen wiederholt die Hütte, ohne sie zu schädigen, 1778 aber wurde sie durch ein österreichisches Streifkorps niedergebrannt. Seit 1752 war auf der Hütte eine Münzstätte für Kupfergeld angelegt, in der man während des Siebenjährigen Krieges auch polnische Groschen und sächsische Silberscheidemünze prägte; später lieferte die Hütte hauptsächlich gewerblichen Zwecken dienende Gegenstände, zum Beispiel ausgeschmiedete Bleche, Braupfannenböden, Kesselschalen usw., sodaß sie nach verschiedenen Vergrößerungen zu Anfang der vierziger Jahre im Jahre 1868 10740 Zentner Kupferwaren aller Gattungen fertigte. Im Jahre 1873 gingen die Werke in den Besitz des Kammerrates Lange über, der als Neuheit die Fabrikation von Tombak und Messing, beide in Blechen und Drähten, einführte. Es werden nunmehr hier Kupferbleche und Kupferblöcke, Kupferdraht und Kupferdrahtseile zu Blitzableitungen, ferner Druckkupferbleche, Kupferstecherplatten und Kupferdrähte zum Unspinnen von Klaviersaiten gefertigt.

Vom Kupferhammer nach dem Bruchberg (674,4 Meter) führt anfangs ein sanft ansteigender Fußweg zwischen Getreidefeldern und Wiesen bis an den Waldrand, dann nimmt uns ein herrlicher hochstämmiger Buchenwald auf, in dem es ziemlich steil bergan geht. Um aber schließlich zum Gipfel selbst zu gelangen, müssen wir uns durch Gestrüpp und Gras und über wildes Trümmergestein ziemlich mühsam emporarbeiten. Rechts und links stehen Himbeeren in großer Menge. Endlich sind wir oben und sehen unsre Mühe reichlich belohnt, denn nicht nur bietet sich uns ein herrlicher Blick auf Grünthal und Olbernhau, sondern auch in die Täler der Flöha, der Matschung und des Schweinitzbaches, die sich tief unter uns durch die dunkle Waldung hinwinden, sehen wir hinein — ein schönes Gebirgsbild, das da vor uns liegt!

Hochbefriedigt kehren wir zum Fuße des Berges zurück und wenden uns nach links auf den „Königsweg“, eine sanft ansteigende Waldstraße, so genannt zur Erinnerung an einen Besuch des Königs Johann. Wir wandern weiter, ein herzerquickender Spaziergang durch einen Wald prächtiger Säulenschäfte, die ihr grünes Laubgewölbe oben harmonisch verzweigen und verschlingen; zahlreiche Bäche rieseln von den Hängen zu Tal, und eine lungenstärkende, feuchtdunstige

Luft umgibt uns. Bei jeder Biegung des Weges zeigen uns diese wunderbaren Domhallen neue Gestalten, schönere Bilder, herrlichere Effekte der durch die Zweige hereinbrechenden Abendsonne, und durch das Einatmen der frischen, duftigen Waldesluft, die uns so lind und lau umfächelt, fühlen wir uns wie neugeboren. So gehen wir etwa fünfviertel Stunden lang auf der schönen Straße fort, durch den Wald nach Olbernhau, wo wir $\frac{3}{4}$ 8 Uhr des Abends ankommend im Hotel Kliz Wohnung nehmen. Am zweiten Tage brechen wir $\frac{1}{2}$ 7 Uhr in der Frühe auf und wandern mit Umgehung des auf halbem Wege liegenden Ortes Ansprung über Grundau direkt nach Zöblitz. Kurz vor der Stadt schwenken wir noch nach rechts ab, um die Serpentinsteibrüche zu besuchen, die auf dem gegen Ansprung hinstreichenden Höhenzuge, der „Hartha“, liegen.

Der Serpentin lagert hier auf dem Gneis in drei Flözen übereinander. Das oberste Flöz, zwölf bis fünfzehn Ellen mächtig, enthält den dunkelgrünen, seiner Sprödigkeit wegen nur zum Straßenbau tauglichen Kammstein; das mittlere, von einviertel bis dreiviertel Ellen Mächtigkeit, den hellgrünen, oft ins blaue spielenden sogenannten Horn- oder Lawegstein und erst das unterste den zum Dreheln brauchbaren, bisweilen mit Granaten vermischten Serpentin. Die vorherrschende Farbe des Serpentin ist grün, selten findet man den braunen und gelben; roter lagert nur in einem Bruche. Seine Farbe behält nur der schwarzgrüne Stein, die feinste Politur nimmt der rötlichgraue an. Die früher von den Serpentinsteindrehlern selbst — es bildete sich schon im Jahre 1613 in Zöblitz eine besondere Innung, eine Steindrehlerzunft — auf sehr unrationelle Weise bearbeiteten Brüche sind seit 1861 in dem Besitz einer Aktiengesellschaft, die nunmehr einen bergmännischen Abbau eingerichtet hat, wodurch die ganze Serpentinindustrie neu belebt worden ist. Mit Recht wird anerkannt, daß die Fabrikate in neuerer Zeit eine größere Formvollendung zeigen. Von Zöblitz, einer Stadt von 3400 Einwohnern, die mehrmals, besonders 1854, durch Brandunglück heimgesucht wurde, wandern wir hinunter in das Tal der Schwarzen Pockau. Die Schwarze Pockau, die am Ragenstein 40 Meter Fall hat, ergießt ihr Wasser in die Flöha und rauscht durch eines der wildesten Täler des Erzgebirges. Wir betreten das Tal bei den Hintergrundhäusern, wenden uns sogleich nach links und wandern auf gut gepflegter Straße seinem schönsten Teile zu. Mit dem Beginn des Kriegswalder Reviers wird die Gegend immer wilder, die Felsbildung immer schroffer. Hier hat das Gebirge noch den großen Vorzug der fast unberührten, unentweichten Natur. Die Einsamkeit des unvergleichlich schönen Weges wird noch wenig durch die hunte Schar lärmender Touristen gestört, und nur selten kommt uns ein Holzfäller oder ein altes Mütterchen, das Kräuter und Pilze sucht, entgegen. Endlich erreicht die Partie in dem auf Marienberger Revier liegenden Ragenstein ihren Glanzpunkt; bevor wir aber zu dessen Plateau hinaufsteigen, gehen wir eine Strecke weiter im Tal aufwärts bis zu der Teufelsmauer, einem großartigen Felsenpaß, der sich quer vorschleibend sozusagen einen direkten Abschluß der Schönheiten des Tales bildet, denn

dahinter verflacht es sich und wird reizlos und uninteressant. Wir gehen deshalb hier zurück und steigen nun erst auf bequemem Waldwege links die Höhe zum Ragenstein hinauf. Oben hat man von einer weit vorstehenden, mit eisernem Geländer geschützten Felsplatte eine prächtige Aussicht auf das unten liegende Tal und seine Umgebung. Senkrecht stürzt der Felsen etwa 60 Meter zur Tiefe, in der die Schwarze Bockau ihre Fluten dahintreibt. Oben links fesselt uns eine ungeheure Felswand, die Ringmauer, die mit den dunkelgrünen Fichten auf ihren Abhängen ein höchst malerisches Bild bietet. Der Ringmauer gegenüber liegt der mit dichtem Gehölz bedeckte Rabenberg, auf dessen vorderstem Ausläufer nach der Volksmeinung ein berühmtes Raubschloß gestanden haben soll. Jedermann in der Umgegend kennt diese Stätte nur unter dem Namen „das alte Raubschloß“, und selbst die Forstverwaltung gibt diesem Teil des Kriegswalder Forstreviers die offizielle Bezeichnung „am Raubschloß“. Wenn aber an langen Winterabenden die Leute der dortigen Gegend in der Kockenstube beim „Sutzen“ zusammenkommen, dann erzählt man sich schaurig-schöne Geschichten von der Bande des „Bastels“ oder des „Schmiedeberger Karls“ (der Wildddieb Karl Stülpner) und des „dürren Schneiders“, die noch zu Mitte des vorigen Jahrhunderts in den weiten Waldungen am Ragenstein und am Rabenberg ihr Unwesen trieben. Ehe wir den Ragenstein verlassen, betrachten wir auf dem Plateau selbst noch eine tischähnliche Felsplatte, die gewissermaßen von historischer Wichtigkeit ist, da an ihr schon Kurfürst Johann Georg der Erste und später König Johann und König Albert als Kronprinz große Jagdfrühstücke gehalten haben. In einer benachbarten Felsgruppe zeigen sich hohle Räume, die als Vorratskammern dienen können. Unser Weg führt nun zunächst nach den Boberzhauer Feldern und dann nach dem Dorfe Boberzhau selbst, das lebhaftes Spielwarendreherei und Schachtelfabrikation betreibt. Die Schachteln werden aus entsprechend breiten und langen Spänen von Tannen- oder Fichtenholz über eine Form gebogen, an den Enden mit Spänchen zusammengeheftet und mit einem dünnen, durch Holzstifte befestigten Brettboden versehen. Bei einer Schmiede machten wir hier die Wahrnehmung, daß die Ochsen mit Eisen beschlagen wurden wie die Pferde.

Um nach Marienberg zu gelangen, wählen wir von Boberzhau aus den sogenannten „Stangenweg“, überschreiten die Rote Bockau, passieren die Ortschaften Dörfel und langen endlich um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr in Marienberg im Weißen Roß an. Marienberg, 608 Meter hoch gelegen, eine Stadt von 7600 Einwohnern, verdankt seine Gründung (1521) durch Herzog Heinrich den Frommen dem reichen Bergeszen und war ehemals befestigt, woran noch Reste der frühern Stadtmauer, ein Wartturm und das mächtige Pischopauer Tor erinnern. Die Stadt ist völlig regelmäßig angelegt, hat aber außer der Kirche mit ihrer dreischiffigen Hallenanlage, einer der schönsten domartig gebauten Kirchen Sachsens, und dem großen quadratischen, mit Linden umpflanzten Marktplatz keine besondern Sehenswürdigkeiten. Dagegen weist seine Umgebung mehrere hübsche Punkte auf.

Einer davon ist die Drei-Brüderhöhe, mit eisernem Aussichtsturm, zu dem 89 Stufen emporführen, und von dem aus man eine wundervolle Fern- und Rundschau genießt. Wir berühren diesen dreiviertel Stunden vor der Stadt liegenden Punkt auf unserm Weitermarsche nach Wolkenstein. In dem Dorfe Geringswalde fällt uns das Gerippe eines Habichts auf, der an das Scheunentor eines Gehöftes angenagelt ist. Der Besitzer erklärte uns auf Befragen, es sei dies eine Jagdtrophäe, da aber diese Erklärung etwas zögernd herauskam, so vermuteten wir, daß dieses Annageln des Raubvogels vielmehr mit einem Aberglauben zusammenhängen könnte.*) Nach zweistündigem Wandern von Marienberg aus erreichen wir endlich Warmbad Wolkenstein. Es liegt ein stattlicher Häuserkomplex, in einem flachen, von dem Himmelsdorfer Bach durchflossenen anmutigen Tale, das durch künstliche Anlagen bedeutend verschönert ist, ist der wärmste (30 Grad Celsius) Gesundbrunnen Sachsens, mit Vorteil gegen Gicht, Rheuma und verwandte Krankheiten zu gebrauchen und in seiner Wirkung ähnlich wie Wildbad Gastein und Pfäfers. Aus der in neuerer Zeit frisch gefaßten Quelle wird das Wasser durch ein Hebewerk nach dem Badehaufe geleitet. Auf dem Boden des Brunnens liegen zahlreiche Geldstücke, die stahlblau aus der Tiefe herausschwimmen. Es sind dies milde Spenden der Besucher des Brunnens, die bei der alljährlich nach Schluß der Saison erfolgenden Reinigung herausgeholt und zur Unterstützung armer Badegäste verwandt werden.

Das seit dem zwölften Jahrhundert bestehende Bad hatte früher die nähere Bezeichnung: „Warmbad zu unserer lieben Frauen auf dem Sande“, so genannt von einer im vierzehnten Jahrhundert gegründeten Kapelle, worin die Maria „auf dem Sande“ verehrt wurde, der in Prag das Karmeliterkloster „auf dem Sande“ geweiht war. Das alte wundertätige Marienbild, zu dem früher stark gewallfahrtet wurde, hängt heutzutage noch in dem Brunnenhause, und darunter steht der Spruch:

Das Warmbad am Sand zu Unserer lieben Frauen
 Hat Gottes Wunder gelegt in diese Auen
 Wodurch dem Leib nach heil werden kranke Herzen
 Christi Verdienst und Blut heilt alle Leibes Schmerzen.

Nachdem auch wir, wie üblich, unsern Obolus in das Wasser geworfen, verlassen wir um 6 Uhr das Bad Wolkenstein und wandern auf einer schönen, über den Berg führenden Straße in einer halben Stunde nach dem Städtchen Wolkenstein selbst. Wolkenstein, 470 Meter hoch gelegen, mit 2300 Einwohnern, hat infolge vielfachen Brandunglücks ein modernes Aussehen erlangt. Es war früher eine bergfreie Stadt und hatte viel Bergbau, lebt aber jetzt von Ackerbau, Spitzbergflöppelei und Posamentiererei. Auf einem fast senkrecht nach der Zschopau abstürzenden Felsenvorsprung liegt das Schloß, das aus einem ältern, in Trümmern

*) Anmerkung der Redaktion: Die weitverbreitete Sitte, Raubvögel an Scheunentoren anzunageln, ist auf die Absicht der Landleute zurückzuführen, dadurch ihr Geflügel gegen Habichte und Sperber zu schützen.

gesunkenen Teil, dessen einstige Erbauung man den Wenden zuschreibt, und einem neuern, noch wohlerhaltenen besteht. Der Schloßfels enthält Amethystgänge, in seiner Umgebung findet sich Zaspis, Onixachat, Bergkristall und nach alten Berichten sogar Rubin. Den Namen hat das Schloß von seinem mutmaßlichen Erbauer, Volko von Waldburg, erhalten, weshalb es eigentlich Wolkenstein heißen müßte. Im fünfzehnten Jahrhundert kam es an die Landesherren, und Herzog Albrecht hatte hier 1498 sein Hoflager, ebenso Herzog Heinrich der Fromme, der sich in seinem geliebten Wolkenstein am meisten um Küche und Keller, seine edeln Pferde und Kanonen und seinen neu angelegten Tiergarten kümmerte. Zugleich war er ein so großer Freund des Bergbaues und der Bergleute, daß er in schlichtem Bergkittel oft selbst mit anfuhr. Auch Kurfürst August und sein Enkel Johann Georg hielten sich in Wolkenstein oft wegen der Jagd auf; doch von all diesem glänzenden Hofleben ist nicht die geringste Spur zurückgeblieben; es ist jetzt das Gerichtsamt in den Räumen des Schlosses untergebracht. Wir verfügen uns nun nach dem im Bschopantal liegenden Bahnhof und fahren mit dem Abendzug nach Annaberg, wo wir im „Museum“ Nachtquartier nehmen.



Russische Skizzen

Von M. Horsten

I. Wie man zu seinem Rechte kommt



Es kann etwa zwölf Jahre her sein, daß ich als Gast des Barons B. für einige Wochen im russischen Litauen weilte. Wir hatten eine kleine Jagd mit Bracken abgehalten, und in besonders angeregter Stimmung versammelte sich die Familie zur abendlichen Teestunde. Diese Teestunden waren das Behaglichste, was man sich denken kann. Sie begannen um sechs Uhr Nachmittags, aber ein Zwang bestand weder für das Erscheinen überhaupt, noch war man dabei an eine Zeit gebunden. Jeder Hausgenosse kam vielmehr, wann und wie es ihm beliebte, setzte sich an den großen, länglich-runden Tisch mit der freundlichen Hängelampe darüber, empfing seine Tasse Tee aus den Händen des Dieners, der lautlos am Serviertisch in der Ecke des Samowars waltete, und sprach der kalten Küche zu, die in Gestalt von Wildbret, jungen Hühnchen und kräftigem Landbrot auf dem Tische stand, oder er schälte sich einen von den roten Blutäpfeln, die in Kristallschalen den Tisch zierten. Der Duft des Karawanentees erfüllte das ganze Zimmer mit einem aromatischen Geruch, wie ich ihn in dieser Stärke sonst nirgends wieder bemerkt habe, und bei diesem herrlichen Getränk konnte man es verstehen, daß in dessen Konsum kaum weniger geleistet wurde, als etwa bei uns an einem soliden Stammtisch im Pilsener oder Spatenbräu. Die Herren rauchten ihre Zigarette, die Damen stieckten oder musfizierten, füllten wohl auch gelegentlich mit der reizenden Grazie, die die vornehme Slawin auszeichnet, dem Gast die Tasse neu, und bei munterm Geplauder